

Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht

Didaktik und Methodik im Bereich Deutsch als Fremdsprache

ISSN 1205-6545 Jahrgang 18, Nummer 1 (April 2013)

KulturZeitRaum

Das Feuilleton der ZIF

Vom Glück - und wo es am Beginn des zweiten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts zu wohnen scheint

Das Wort hat keinen Plural. Und wir machen uns kaum einen Begriff davon, wie sehr es die Menschheit seit jeher beschäftigt. Grimms Deutsches Wörterbuch lässt sich in dem Band 8, der einen Rahmen von Wörtern aufspannt zwischen Glibber und Gräzist, auf sage und schreibe über 200 Seiten (226-430) über Herkunft, Bedeutung, Gebrauch und die unterschiedlichsten Zusammenhänge des Wortes Glück aus. Den Ausgang eines Geschehens, einer Angelegenheit, das Geschick, Schicksal bis hin zum Zufall, alles das bis in feinste Bedeutungsverästelungen umgreift der Begriff Glück - und wird doch zumeist im Verständnis der lateinischen fortuna, der glückspendenden Macht, gebraucht. Glück gehabt, wenn sich Fortuna uns zuwendet, wendet sie sich aber ab, bedeutet das Unglück.

Schicksalsglaube sieht eine äußere Macht, die uns beglückt, die Aufklärung hat den selbstverantwortlichen handelnden Einzelnen ins Licht gerückt: *Jeder ist seines Glückes Schmied*. Die knappen zweieinhalb Jahrhunderte seit der Aufklärung haben bei Lichte besehen die Aufklärung selbst als eine Spielart des Glaubens erwiesen.

Kein Glaube ist weiter verbreitet als der Glaube an das Glück, und jeder institutionalisierte Glaube arbeitet identitätsstiftend und ausgrenzend mit einem je eigenen Glücksbegriff. Und so gibt es heute allenthalben ein glaubensgebundenes Glücksstreben, das sich, dem Fortschrittsglauben ähnlich, nach der Vorstellung richtet, „Je mehr ich dies oder jenes tue, desto mehr Glück werde ich haben.“ Viel Glück haben heißt auch Wohlergehen, Abwesenheit von Schmerz, schönes Leben und so weiter.

Glück ist also auch persönlicher Nutzen, und die naheliegende Frage ist, ob dieser Nutzen unbegrenzt steigerbar ist. Offenbar nicht, predigen doch alle Glaubensrichtungen Mäßigung, Demut und Bescheidenheit und stellen Vermessenheit, Unmäßigkeit und Gier an den Pranger.

Die Frage bzw. eventuelle Grenze der Steigerbarkeit von Glück interessiert naturgemäß auch die Wissenschaft. 1974 etwa wollte der US-amerikanische Wirtschaftswissenschaftler Richard A. Easterlin durch empirische Untersuchungen herausfinden, ob Wirtschaftswachstum die Menschen glücklich macht. Seine aufsehenerregende Feststellung: Das ist nicht unbegrenzt der Fall. Irgendwann steigert sich das Glücksempfinden nicht weiter. Easterlin hatte damit das seither nach ihm benannte Paradoxon formuliert: Ab einer bestimmten Höhe des Bruttoinlandsproduktes steigt das Glücksgefühl der Bevölkerung nicht mehr weiter an. Das Easterlin-Paradoxon beflügelt seither die ökonomische Glücksforschung, und es werden Glücksparameter wie Arbeitszufriedenheit, Arbeitslosigkeit, persönliche wie familiäre Zufriedenheit und viele andere mehr erforscht. Paradoxon kann die Glücksgrenzerfahrung nur von einem Personenkreis genannt werden, der das Gegenteil als Standard annimmt, nämlich die unbegrenzte Steigerbarkeit von Glück als Lebenszufriedenheit etwa durch Wirtschaftswachstum. Für Ökonomen des Fortschrittsverständnisses in Verbindung mit steigendem Wohlbefinden ist ein Grenzwert im Wohlbefinden jenes beschriebene Paradoxon. Vor allem mit zwei psychologisierenden Gründen wird das Paradoxon seither zu erklären versucht: Steigender Wohlstand wird selbstverständlich und verliert damit ein Exklusivitätsmerkmal, das Merkmal des Besonderen, des Einmaligen („Gewöhnungseffekt“); eng mit dem Exklusivitätsmerkmal ist die Neigung des Menschen verknüpft, sich

mit anderen zu vergleichen - steigt der Wohlstand, das Glück des Nachbarn im gleichen Maß wie das eigene, so mag objektiv eine Situationsverbesserung vorliegen, da sie aber viele im gleichen Maße trifft, kann man sich mit ihr nicht abgrenzen, das Glücksgefühl stagniert. Seltsamerweise neigt der Wohlstandsgewöhnte eher zu Nachbarvergleichen. Würde er ein wenig weiter schauen, schon gäbe der Vergleich eine höhere oder, je nachdem, wohin man schaut, niedrigere Lebenszufriedenheit her. Relationale Vergleiche führen im Ergebnis zu einer lange steigerbaren Zufriedenheit mit einer Tendenz zu einem „abnehmenden Grenznutzen“. Das kennen wir: gelegentlich ein Glas Champagner ist ein Hochgenuss, täglich Champagner ist auch wunderbar, aber er steigert das Glücksgefühl wohl nicht exponentiell, er wird unter Umständen zur Selbstverständlichkeit. Was für den einen der Champagner, ist für den Bayern die Weißwurst, die erste ein Hochgenuss, die zweite kein höherer Genuss und eine dritte geht oft gar nicht mehr. Oder denken wir an die Sahnetorte, den Wagen und den Zweitwagen und so fort.

Wir verlassen diese Luxusfragen zum Verständnis der Idee des abnehmenden Grenznutzens mit einem letzten fortschrittsideologischen Gedanken: unsere Vergleichsneigung muss, wie schon angedeutet, nicht in einem zufriedenheitsstagnierenden Vergleichsergebnis enden, sondern sie kann Ansporn zu größerer Glücksanstrengung zum Besten aller oder zur eigenen Steigerung von Zufriedenheit und Glück sein.

Bleibt noch die Frage, wo man heute das Glück am ehesten antrifft, wo es am intensivsten empfunden wird, wo es gewissermaßen wohnt. Diese Frage und Antworten darauf aus einer weltweiten empirischen Gallup-Umfrage hat die stets auf Ausgleich bedachte *Neue Zürcher Zeitung* just am 21.12.2012, dem Tag des Weltuntergangs nach dem Maya-Kalender, auf ihre Panorama-Seite gehoben. Wir nehmen das Ergebnis vorweg: Das Glück, glaubt man jedenfalls dieser Umfrage, wohnt in Lateinamerika. Die USA belegen den 33. Platz, Singapur einen der letzten Plätze neben Armenien und Weißrussland. Das ist einigermaßen überraschend, scheint es doch auf ein weiteres ökonomisches Paradoxon hinzudeuten: Wohlstand, eventuell gar Reichtum (Singapur, USA), scheinen keine Garanten des Glücks zu sein. Brauchen wir also gar nicht erst den Grenznutzen steigenden Wohlstandes für das Glückserlebnis zu bemühen, gibt es demnach dominierende nichtökonomische Glückskategorien, etwa überwältigend schöne Natur, oder liegt am Ende alles wieder an kulturellen Kommunikationsgewohnheiten und Verhaltensweisen, z.B. der Neigung zur geschönten Darstellung der jeweiligen Lebensumstände und Befindlichkeiten? Schauen wir uns ein paar Fragen an, die den 150.000 Menschen in 148 Ländern gestellt wurden und verzichten wir für den Moment auf deren kritische Befragung. „Haben Sie sich gestern ausgeruht gefühlt?“, „Wurden Sie gestern den ganzen Tag lang respektvoll behandelt?“, „Haben Sie gestern viel gelächelt oder gelacht?“ Auch Antworten auf noch so befremdlich anmutende Fragen sind Realitäten, demoskopisch hergestellte Realitäten indessen, und die Demoskopien werden nicht müde, diese Realitäten zu quantifizieren - leider oft ohne zu sagen, dass diese Realitäten selbstgeschaffen und kulturenüberdeckend sein können. Die glücklichste Region: Panama, Paraguay, El Salvador, Venezuela, Trinidad und Tobago (da scheint was dran zu sein, erinnern wir uns an die schönsten Vorrundenspiele einer der letzten Fußballweltmeisterschaften - kein schönerer Fußball war da, offensichtlich aus dem Glück geboren), Thailand (regelbestätigende Ausnahme), Guatemala, Philippinen (regelbestätigende Ausnahme 2), Ecuador, Costa Rica. Die Guatemaltekin Luz Castillo bringt es auf den Punkt: „Die Kultur in Guatemala ist eine Kultur freundlicher Menschen, die immer lächeln ... Trotz allen Problemen, die wir haben, sind wir umgeben von der Schönheit der Natur.“ Gilt so auch für Thailand und die Philippinen. Und eine Paraguayanerin beantwortet die Lachfrage mit einer Weisheit: „Wir müssen über uns selbst lachen können.“

Was erfahren über aus solchen Umfragen über das Glück? Ein Glück, dass wir nicht nur über uns selbst lachen können, sondern auch über den Sinn von Umfragen; wie ernst kann etwa ein Vater oder eine Mutter kleiner Kinder die Frage danach nehmen, wie ausgeruht man sich gestern gefühlt hat; überhaupt nicht, weil man keinen Tag ausgeruht und dennoch durch jedes Kinderlächeln beglückt ist. Ein Gleiches gilt für jeden Wissenschaftler, jede Wissenschaftlerin, selbst wenn jene nach eigener Einschätzung zu oft Antragsprosa statt wissenschaftlicher Prosa schreiben; und so wird auch verständlich, warum Chile nicht im vorderen Feld der Glücksgefühle figuriert - man vollziehe Pablo Neruda nach, dem es wie allen Chilenen ging: ständig das Meer vor Augen, aber nicht in ihm Glücksmomente erleben dürfen.

Wohnt das Glück in Lateinamerika? Wir danken Gallup für Gedanken, die sich an wenig gedankenreichen Umfragen entwickeln lassen, wir danken der NZZ für etwas Positives am Tag des vermeintlichen Weltuntergangs am 21.12.2012, und wir lächeln oder lachen über unsere überaus ernsten Glücksbefragungen. Und wir wagen die These: Das Glück ist da, wo die Kraft und der Mut sind, Momente als glücklich zu erleben, in sich zu ruhen und vom Leben nicht alles zu verlangen. Das kann überall sein, auch wenn wir Montesquieu im Grundsatz recht geben, dass das

ganz viel mit einem zuträglichen Klima, Licht und Sonne zu tun hat, das kann auch da sein, wo ein Feuilletonist sich in guter kultureller Nachbarschaft zum Achenal eines so sperrigen Komponisten wie Richard Strauss und eines kompromisslosen Dirigenten wie Wolfgang Sawallisch glücklich weiß.

Glück - jedermanns Sache und Suche, aber beim Suchen das Glück des gerade erlebten Momentes nicht unterschätzen.

Sprachmomente

Fußball - Gegen den Ball spielen?

„Wir haben sehr gut gegen den Ball gearbeitet.“ Mit dieser Aussage wird Bastian Schweinsteiger in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 02.03.2013 auf Seite 33 zitiert. Der Zusammenhang: Die Fußballmannschaft des FC Bayern München hatte kurz zuvor ein Pokalspiel gegen die Fußballmannschaft Borussia Dortmund gewonnen. Nicht, dass der Sieg im Pokalspiel gereicht hätte, nein, das Gewinnen des Spiels muss zusätzlich authentisch erklärt werden. Erklärungen werden vorzugsweise unmittelbar nach dem Spiel Trainern, Fernsehkommentaren, die früher einmal erfolgreiche Fußballer waren, und Spielern abverlangt. Bastian Schweinsteiger sieht also den Grund für den Erfolg in sehr gutem Spiel *gegen* den Ball. Dies irritiert nicht nur den Kommentator der Zeitung, der zu Recht daran erinnert, dass früher *mit* dem Ball gespielt wurde, dass Schweinsteigers Wortwahl aber schon eine typische Wortwahl des 21. Jahrhunderts geworden sei.

Richtig, früher spielte man mit dem Ball, der Ball wurde zur Not eine Zeit lang in den eigenen Reihen gehalten, so lange, bis sich ein Spieler der eigenen Mannschaft frei gespielt hatte, den Ball annehmen konnte, sich eine Chance erspielte und diese Chance vielleicht zum Torschuss nutzte oder gar mit einem Tor abschloss. Womöglich aber sah der Spieler einen Mitspieler in besserer Position, spielte oder gab den Ball zu diesem weiter. Bei manchen Spielzügen verlor man auch den Ball an den Gegner, der ihn sich technisch geschickt erspielt oder erkämpft hatte - jedenfalls spielte man früher gegen die andere Mannschaft, aber nicht gegen den Ball.

Wo mag nun der Sinn im Spielen *gegen* den Ball liegen, und welcher Sinn ist es? Bemühen wir kurz Phantasie und Imagination. War die Fußballsprache bis vor Kurzem auffällig kampfbetont bis latent kriegerisch („Du musst auf dem Spielfeld was reißen“, „Du musst kämpfen bis zum Umfallen“, „Wir haben den Gegner während des gesamten Spieles beherrscht“ und so fort), so scheint sie heute eine Verlängerung des Stuhlkreises, der Attitüde „Wir nehmen uns alle an der Hand“ und des nicht immer ehrlichen, dennoch gebetsmühlenhaft wiederholten „Wir haben uns alle sehr lieb“. Da wird die gegnerische Mannschaft als Team eines hervorragend geführten Vereins tituliert, der Gegner als befreundeter Verein, der gegnerische Trainer als Weltklassetrainer mit internationaler Erfahrung oder bei Bedarf mit ruhigem Umfeld charakterisiert, kurz: wird der Gegner zum Freund und entfällt als Gegner, wird ein neuer Gegner gebraucht, denn gegen irgendetwas muss es ja gehen. Bleibt also der Ball, gegen den es nur noch gehen kann. Und jetzt geht uns ein weiteres Licht auf: Spiele ich gegen den Ball und gewinne trotzdem, habe ich etwas ganz Besonderes geschafft. Viel mehr jedenfalls, als wenn ich die gegnerische Mannschaft niedergewungen, besiegt oder bezwungen hätte. Das kampfbetonte Spiel gegen die gegnerische Mannschaft zivilisiert und überhöht sich im Respekthandeln aller Spieler untereinander zur entpersonalisierten *Arbeit gegen den Ball*. Bastian Schweinsteiger Philosoph. Demütig gegen den Ball gearbeitet, vom Schicksal belohnt und Pokalspiel gewonnen. „Der Ball ist rund“, „Das nächste Spiel ist das schwerste“, den unumstößlichen Fußballweisheiten ist eine weitere hinzuzufügen, wenn denn so gegen den Ball gespielt wird: Auch der Ball ist nur ein Mensch, und er schlägt zurück. Im Pokalspiel gegen Dortmund hatte man ja „sehr gut gegen den Ball gearbeitet“, will sagen, auch gewonnen. Wiederum ein paar Tage später hat Bayern auch sehr gut ... gespielt, aber dem Ball hat es irgendwann im Spiel mit Arsenal London einfach gereicht, dass nur noch gegen ihn gearbeitet wurde, und er hat zweimal dagegen gehalten, dagegen gearbeitet, und der Ball hat zwei zu null im Champions-League-Spiel gewonnen. Oder doch Arsenal London?

Gegen den Ball spielen, *gegen* den Ball arbeiten - zum Wort des Jahres wird es wohl nicht ganz reichen. Aber wie viel Philosophie doch im Fußball steckt. Lebensphilosophie als Erfolgsrezept des Fußballs.

Alternativlos - keine andere Wahl?

Im Jahr 2013 sind es zehn Jahre, dass eine sozialdemokratisch geführte Regierung in Deutschland die sogenannte AGENDA 2010 (ausgesprochen *Zwanzigzehn*) vom Stapel gelassen und in die Welt gesetzt hat. Die Agenda 2010 war 2003 ein Marketingerfolg einer Mitte-Links-Regierung ohnegleichen, im Kern war sie Kostensparprogramm für Unternehmen und ein Druckmittel gegen Langzeitarbeitslose. Das Erstaunlichste an der wirtschaftsfreundlichen Agenda war, dass sie von einer programmatisch arbeiterorientierten Partei gegen die eigene Wählerschaft durchgesetzt wurde. Wie kann so etwas gehen? Offenbar ganz einfach: Man spannt zum Beispiel weit herum beliebte Prominente für die Sache ein und nennt die Sache - weises Handeln für sich beanspruchend - alternativlos. Alternativlos: wer das sagt, nimmt für sich in Anspruch, zu wissen, wo es langgeht, was ansteht, was gemacht werden muss, weil es keine anderen Möglichkeiten gibt. Tatsächlich alternativlos ist eine Sache oder Maßnahme in einer Situation, in der kein angemessenes, erfolgversprechendes anderes Handeln möglich ist. Alternativlos kann eine Maßnahme tatsächlich sein, man kann eine Maßnahme aber auch aus strategischen oder welchen Gründen auch immer lediglich als alternativlos bezeichnen.

2013, also mit zehn Jahren Abstand zur Agenda Zwanzigzehn, zeigt sich objektiv zweierlei. Die Agenda wird im Kontext einer zwischenzeitlich produzierten weltweiten Finanzkrise, von der die Konstrukteure der Agenda nichts ahnten, in manchen europäischen Ländern als wirtschaftsstrukturelles Erfolgskonzept bewundert und gepriesen, mehr jedenfalls als im eigenen Land. Die Agenda Zwanzigzehn war nie alternativlos; Beweis: alle Länder, die 2003 einem Großteil ihrer Bürger keine vergleichbaren Sparprogramme auflagten. Dass einige dieser Länder heute täglich mit Negativschlagzeilen in den Medien stehen, steht auf einem anderen Blatt.

Alternativlos - im Zusammenhang der Agenda 2010 ein falscher, aber geschichtswirksamer Wortgebrauch.

Gut beraten, wer sich vor Verwendung des Wortes *alternativlos* ein paar Gedanken macht. Der Begriff mag ja kurzzeitig beeindrucken, einschüchtern oder zum Schweigen verleiten. Allein, der Mensch ist in den wenigsten Situationen alternativlos. Alternativen herauszuarbeiten, andere Handlungsmöglichkeiten zu suchen, mag mühsam sein. Das politische Geschäft ist zudem ein schnelles Geschäft, immer sind irgendwo Wahlen, da greift die Politik gerne zur Vereinfachung.

Authentischer Sprachgebrauch hütet sich eher vor der Verwendung des Begriffs *alternativlos*.

Die Beschneiungsanlage

Die Lebenswelt des Begriffes der *Beschneiungsanlage* ist die Welt des Winters, der Kälte, der Berge. Im Weiteren hat die Beschneiungsanlage einen touristischen und Serviceaspekt. Wie der Lindwurm in der Inszenierung der Wagneroper kommt der Begriff als Wortungetüm daher bzw. findet sich beschildert in den Bergen mit Wintersport. Neu und erkennbar bürokratischen Ursprungs ist der Begriff. Er überlässt seine Vorgängerbezeichnung *Schneekanone* dem Volksmund und gibt dem Vorgang, den er beschreibt, eine ganz neue Wertigkeit, ist doch eine Anlage mehrteilig, strukturiert und komplex. Die Schneekanone hatte halt künstlich Schnee produziert und an Stellen aufgebracht, wo man Schnee gerade brauchte. Auch ein mehrteiliger, strukturierter und komplexer Vorgang. Aber mit militantem Makel (Kanone) und ohne Lifestyleaspekt. Das Grundwort *Anlage* im Begriff ist immerhin ein deutsch klingendes Wort, Dispositiv wäre eine modernistische Alternative gewesen. Und wie ansatzweise ökologisch Beschneiung doch klingt, fast wie ein Naturvorgang. Aber seien wir ehrlich: mit einer Beschneiungsanlage wird künstlich Schnee hergestellt, Wohlfühlwort hin oder her.